

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 48 (1969)
Heft: 3

Artikel: Marx und Freud
Autor: Keller, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-338098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dieser «Offene Brief» wurde mitunterzeichnet von :

H. W. Bartsch
Wilhelm Dantine
Iring Fetscher
Helmut Gollwitzer
Herbert Heiss
Wolfgang Hildesheimer
Michael Landmann

Kurt Lüthi
René Marcic
Helge Pross
Erika Weinzierl
Wilhelm Weischedel
Ernst Wolf

Dr. Franz Keller

Marx und Freud

Zwei verkannte Revisionisten

H. Marcuses Abweichungen vom Marxismus sind in der «NZZ» vom 1. Dezember 1968 von Erich Gruner auf den Einfluss Freuds zurückgeführt worden. Es lässt sich aber nachweisen, dass der späte Freud seinen Kulturpessimismus aufgegeben und das Gedankengut von Marx fast vollständig übernommen hat, wenn er sich auch dessen nicht immer bewusst war. Dabei ist zu beachten, dass auch Marx eine Entwicklung durchgemacht hat, so dass von einer *Konvergenz* des Marxismus und der Psychoanalyse gesprochen werden darf. Dieser Revisionismus der beiden umstrittenen Geschichtsphilosophen wird weder von der marxistischen noch von der freudianischen Orthodoxie genügend beachtet.

Anfänglich geht das Denken von Marx und Freud stark auseinander: Jener erhofft sich vom Kommunismus (auf Grund der sogenannten Pariser Manuskripte von 1844) die «Auflösung des Streites zwischen Existenz und Wesen». Er spricht von einer «Rückkehr des Menschen» zu sich selbst, von der Überwindung der «Entfremdung» durch die Revolution. Marx stellt folgende Gleichung auf: «Dieser Kommunismus ist als vollendeter Naturalismus = Humanismus, als vollendeter Humanismus = Naturalismus. «Wir erkennen im jungen Marx das Kind der Aufklärung. Sein Vertrauen in die Natur des Menschen erinnert an Rousseau, aber aus dem mechanistischen Materialismus des 18. Jahrhunderts ist der dialektische geworden: Die Menschennatur wird im Kampf gegen ihre entfremdenden Widersacher (herrschende Klassen) immer humaner, bleibt aber gerade dadurch Natur!

50 Jahre nach Marxens Klage über die Entfremdung tritt Freud auf den Plan. Er sieht im Neurotiker ebenfalls einen entfremdeten Menschen vor sich. Aber sein Bild der befreiten Menschennatur ist pessimistisch. Er holt den Neurotiker durch die Psychoanalyse aus dem Versteck vor sich selbst heraus, ist aber nicht imstande, dem natürlichen Menschen einen Raum zur Entfaltung zu nennen, denn er erachtet die Natur des Menschen, ganz im Gegensatz zu Marx, als unmenschlich. Sie besteht für Freud aus egoistischen, sadistischen und inzestuösen Instinkten. Werden diese verdrängt, so kommt es zur Neurose, werden sie bewusst gemacht, so besteht die Gefahr sozialer Konflikte, ja krimineller Delikte. Mehr resigniert als überzeugt, rät Freud zur *Sublimierung*, zum Versuch, die Triebenergie in den Dienst von Kunst und Wissenschaft zu stellen. Dieser Rat wird durch einen doppelten Pessimismus verdunkelt: Einmal muss Freud zugeben, dass nicht alle Menschen zur vollen Vergeistigung fähig sind, und zweitens erscheint durch die Sublimierungstheorie die geistige Tätigkeit als Notlösung, gleichsam als Abfallprodukt des Sexualhaushaltes.

Vom *religiösen* Geist denkt Freud noch geringer. Nicht als nützlich verwerteter Triebüberschuss erscheint ihm der Kult, sondern als ungesunde Ersatzbefriedigung oder als «zwangsneurotische Reaktionsbildung», als krankhafte Selbstbeschwichtigung eines von Vaterangst gequälten Menschen. Hat Freud zuerst das Schuldgefühl des religiösen Menschen auf die Furcht vor dem eigenen eifersüchtigen Vater zurückgeführt, so behauptet er im hohen Alter in seinem Werk über Moses, dass ein archaisches Schuldgefühl aus der Zeit des Mordes am Urhordenvater nachwirke. Auch Marx hat die Religion als etwas Ungesundes, als «Opium des Volkes» bezeichnet. Aber er sucht ihren Quell nicht so tief wie Freud, er begnügt sich damit, sie als den «Seufzer der bedrängten Kreatur» zu betrachten, wobei er vorwiegend an die soziale, die materielle Bedrängnis denkt. Darüber hinaus hält Marx die Religion für ein Mittel der herrschenden Klasse zur Rechtfertigung ihrer Macht (Gottesgnadentum der Fürsten oder bürgerliche Demokratie im Namen des Allmächtigen.) Auch die *Kunst* ist für Marx ein Mittel zur Verherrlichung der eigenen Klasse und gehört daher wie für Freud weniger zur Natur als zum «Überbau». Sind die Klassenwidersprüche einmal ganz überwunden und der Wohlstand für alle geschaffen, so rechnet der marxistische Kunsthistoriker Konrad Farner mit einer Kunst als blossem Spiel mit abstrakten Formen und Farben.

Schon der junge Marx hat die humane Natur im Genusse der Freiheit als ein spielerisches Wesen beschrieben. Ganz im Gegensatz zu Freud sieht er keine Gefahr wilden Überbordens der Triebe. Die *Liebe* wird sich im Kommunismus, wenn der Naturalismus vollendeter Humanismus sein wird, nach Herzenslust entfalten können. Das Kommunistische Manifest, das Marx im 30. Lebensjahr zusammen mit Engels entworfen hat, polemisiert zwar gegen den versteckten Frauentausch der Bourgeoisie, fährt dann aber weiter: «Man könnte höchstens den Kommunisten vorwerfen, dass sie an Stelle einer

heuchlerisch versteckten, eine offizielle, offenerzige Weibergemeinschaft einführen wollten.»

Freud wagte nicht, solche Forderungen zu stellen. Er lebte im Wien der Gründerzeit in einer «gut bürgerlichen» Gesellschaft mit ihrer doppelten Moral, die aber ängstliche Naturen in einen Konflikt brachte, so dass sie aus Angst vor der Gewissensangst in die Neurose flohen. Freud hat zwar das «Über-Ich» seiner Patienten als Stimme der Eltern oder des Pfarrers erkannt, aber er fand diese «Zensur» so tief in die Seele bis hinein in die Träume eingesenkt, dass er sie dem Neurotiker nicht ausreden wollte. Ein kommunistischer Rat zur Weibergemeinschaft hätte seinen Ruf vollends ruiniert, war dieser doch nur schon dadurch angeschlagen, dass Freud den Patienten ermahnte, seiner sexuellen Motive stets bewusst zu bleiben.

Im Alter sind sich Marx und Freud in ihren moralischen Ansichten näher gekommen. Dieser beginnt die bürgerliche Repression schärfer zu kritisieren, und jener kommt dagegen auf die Forderung nach Weibergemeinschaft nicht mehr zurück; Leninismus und Stalinismus haben den Gedanken vollends über Bord geworfen, während Marcuse ihn wieder aufnimmt und vom vollendeten Humanismus des Kommunismus, der nach Marx eines Tages die Diktatur ablösen soll, eine sublimierte Regression der Libido auf die prägenitale, polymorphe Stufe erhofft. Es schwebt ihm eine Renaissance des Hetärentums vor!

Noch deutlicher als in der sexuellen Frage ist die Konvergenz von Marxismus und Psychoanalyse in der Anthropologie des *Aggressionstriebes*. Der junge Marx steht ganz im Gegensatz zum jüngeren Freud, der in seiner Lebensmitte zu philosophieren beginnt. Was Karl Jaspers in seinem Aufsatz über Freud und Marx 1950 (Der Monat Nr. 26) geschrieben hat, trifft aber nur auf den jungen Marx zu: «Diese Dialektik wird zur Monokausalität des Gesamtgeschehens, will die Ereignisse durch radikale Umschläge im ganzen begreiflich machen und erwartet, durch aktive Steigerung eines Prozesses dessen Umschlag zu bewirken. Das heisst konkret: Wenn ich die Zerstörung der kapitalistischen Welt und all ihrer Ideologien, der Ethik und der sogenannten Menschenrechte, die doch nur dem bürgerlichen Zeitalter zugehören, bis zum äussersten treibe, dann erwarte ich den Umschlag in die Geburt des neuen eigentlichen totalen Menschen. Das Zerstörende ist das Schöpferische.»

Der ältere Marx hat eingesehen, dass der Mensch in der volkseigenen Wirtschaft nicht schlagartig von Neid und Bosheit geheilt sein wird. In der Kritik des Gothaer Programms, die von Arnold Künzli als der Dekalog des Marxismus bezeichnet wird, unterscheidet Marx zwei Phasen der kommunistischen Entwicklung. Er sagt über die 1. Phase, die heute von den Marxisten als Sozialismus bezeichnet wird: «Womit wir es hier zu tun haben, ist eine kommunistische Gesellschaft, nicht wie sie sich auf ihrer eigenen Grundlage *entwickelt* hat, sondern umgekehrt, wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft *hervorgeht*; die also in jeder Beziehung,

ökonomisch, sittlich, geistig noch behaftet ist mit den Muttermalen der alten Gesellschaft, aus deren Schoss sie herkommt. «Marx spricht zwar jetzt 1875 nicht mehr von Entfremdung, aber von Muttermalen und meint damit, dass noch Macht- und Habgier zu Rivalitäten und Intrigen führen könnten, womit er recht behalten sollte. Um den noch unvollendeten Naturalismus dieser ersten Phase ins Humane voran zu treiben, empfiehlt er die Diktatur der Partei. Er traut dieser zu, dass ihr die Erziehung des Menschengeschlechts gelingen wird. An einen naturnotwendigen Fortschritt glaubt er aber nicht mehr. Es bedarf des bewussten Einsatzes aller Parteigenossen und der Weckung des guten Willens im ganzen Volk, damit der Sozialismus durch den Kommunismus gekrönt werden kann! Für den reifen Marx ist die Rückkehr des Menschen zu sich selbst ein schweres Werk geworden. Umgestaltung der Wirtschaft genügt noch nicht, Erziehung muss mitwirken, aber hat mit Muttermalen zu rechnen, die die schöne Natur verunstalten und des «chirurgischen» Eingriffs, der Diktatur bedürfen. Erst von späteren Generationen ist zu hoffen, dass sie mit einem «makellosen Leib» geboren werden.

Immerhin hat Marx in seinem Leben erfahren dürfen, dass politische Erziehung den Menschen zu wandeln vermag. In England, wo er Zuflucht gefunden hatte, kam er zur Überzeugung, dass der bürgerliche Staat in gewissen Fällen eine demokratische Tradition hervorbringt, die einen *demokratischen* Übergang zum Sozialismus erlaubt. Im Kommunistischen Manifest hat Marx noch nicht damit gerechnet, dass es ein Land geben könnte, wo ohne Blutvergiessen ein neues System entsteht. Als er das Manifest entwarf, hatte er ausgerechnet in der Schweiz einen Bürgerkrieg vor Augen, der ihn in der Auffassung bestärkte, dass die Widersprüche zwischen den Klassen ohne Gewalt nicht zu lösen sind. Es war der Sonderbundskrieg vom November 1847 zwischen den liberalen Industriekantonen und den ländlichen Kantonen katholisch-konservativer Gesinnung. Aber am 3. Juli 1871 sagt Marx in einem Interview über die Lage in England: «Ein Aufstand wäre dort eine Dummheit, wo man durch friedliche Agitation rascher und sicherer den Zweck erreicht.» Vgl. F. Marek: Philosophie der Weltrevolution, Europa Verlag 1966, Seite 127. Die Erziehung zur Demokratie ist also möglich. Warum sollten daher nicht, fragt Marx, auch im Sozialismus die Muttermale der alten Gesellschaft verschwinden, besonders wenn kein Pluralismus das Volk verwirrt, sondern nur eine Partei das Erziehungswerk übernimmt.

Während Marx im Lauf seines Lebens den Optimismus in bezug auf die Überwindung des Hasses zwar etwas dämpft, aber nicht aufgibt, beginnt Freud als *Pessimist* und ringt sich nur zögernd und immer wieder zweifelnd zu einem gedämpften Optimismus durch. Er unterzieht seine Aggressionstheorie immer neuen Revisionen, in deren Folge das Böse seine Zwangsläufigkeit immer mehr verliert. Leitet er es vor dem Ersten Weltkrieg noch aus der Sexualität ab, die in der «anal-sadistischen» Phase des

kleinen Kindes stecken bleibt oder dorthin «regrediert», so erkennt er im Krieg den Hass als Reaktion der bedrohten Selbsterhaltung einer Person, Klasse oder Nation. Er vermag aber noch nicht wie Marx den Klassenkampf als Beweggrund der Geschichte zu erfassen, sondern verliert sich unter dem Eindruck der traumatischen Neurosen der Kriegszeit in Ventilationen über einen *Todestrieb*, der die Zerstörung nicht nur in den Dienst der Lebenserhaltung stellt, sondern im Grunde die Spannungslosigkeit überhaupt, das Nirwana, sucht. Wie der vorsokratische Denker Empedokles sieht Freud jetzt das Leben als einen ewigen Kampf zwischen Liebe und Hass. Die Zerstörungskraft scheint ihm nicht nur in der anorganischen Natur, sondern auch bei Pflanze, Mensch und Tier unbesiegbar zu sein. Aber kurz nach Erscheinen des Buches «Jenseits des Lustprinzips» erfolgt eine optimistische Wendung in der soziologischen Abhandlung «Massenpsychologie und Ich-Analyse». Hier wird Freud, ohne dass er sich dessen bewusst wird, zum historischen Materialisten, ja zum theoretischen Kommunisten! Hier beschreibt er eine Gesellschaft, in welcher der Todestrieb schweigt, weil Gütergemeinschaft herrscht und das Volk sich einer väterlichen Führung anvertraut. Wir lesen Seite 62: «In einer kürzlich veröffentlichten Schrift ‚Jenseits des Lustprinzips‘ habe ich versucht, die Polarität von Lieben und Hassen mit einem angenommenen Gegensatz von Lebens- und Todestrieben zu verknüpfen . . . Aber all diese Intoleranz schwindet, zeitweilig oder dauernd, durch die Massenbildung und in der Masse.» Freud ist sich klar geworden, dass diese Harmonie in der Masse nicht nur an psychologische, sondern auch an ökonomische Voraussetzungen gebunden ist. Er schreibt von der sogenannten Urhorde, die ihm als Beispiel für den Kommunismus dient: «Es kamen gar keine andern Impulse zustande als kollektive, es gab nur einen Gemeinwillen. Die Vorstellung wagte nicht, sich in Willen umzusetzen, wenn sie sich nicht durch die Wahrnehmung ihrer allgemeinen Verbreitung gestärkt fand. Diese Schwäche der Vorstellung findet ihre Erklärung in der Stärke der allen gemeinsamen Gefühlsbindung, aber die Gleichartigkeit der Lebensumstände und das Fehlen eines privaten Eigentums kommen hinzu, um die Gleichförmigkeit der seelischen Akte bei den Einzelnen zu bestimmen (Seite 102).» Mit diesen Worten hat Freud alle Bedingungen genannt, die auch nach Marx zur Austilgung des Aggressionstriebes erforderlich sind: Klassenlosigkeit und soziale Erziehung. Aber wie kann die Masse zum «Gemeinwillen» erzogen werden? Um dieser Frage willen hat Freud sein Buch geschrieben. Er ist zur Erkenntnis gekommen, dass die Überwindung des Zerstörungstriebes den Mitgliedern einer klassenlosen Gesellschaft um so besser gelingt, je mehr sie innerlich an einen *Führer* gebunden sind. Freud hat also die Bedeutung des Personenkultes schon erfasst, bevor die Kommunisten durch die Praxis dessen Vorteile erkannt haben; allerdings mussten sie später auch seine Gefahren erleben, so dass sie den Personenkult heute unter eine selbstkritische Kontrolle nehmen, was sogar für

China gilt. Marx hat zwar bereits im Kommunistischen Manifest die Führungsqualitäten der Kommunisten betont, aber erst Freud hat die Bedeutung der Gefühlsbindung des Volkes an den Führer herausgearbeitet. Später hat er in seinem berühmten Brief an Albert Einstein vom Herbst 1932 die *Diktatur* einer pazifistischen Elite gefordert. Zwar stellt er zunächst fest, dass es «keine Aussicht hat, die aggressiven Neigungen der Menschen abschaffen zu wollen». Doch er fährt dann fort: «Es soll in glücklichen Gegenden der Erde, wo die Natur alles, was der Mensch braucht, überreichlich zur Verfügung stellt, Völkerstämme geben, deren Leben in Sanftmut verläuft, bei denen Zwang und Aggression unbekannt sind. Ich kann es kaum glauben, möchte gern mehr über diese Glücklichen erfahren.» Hat Freud in der Urhorde «zeitweilig oder dauernd» ein Verschwinden des Aggressionstriebes angenommen, so scheint dasselbe ihm bei Völkerstämmen unserer Zeit schon zweifelhaft. Und doch endet sein Brief an Einstein, dem er die Frage «Warum Krieg?» beantworten soll, mit einer grossen Hoffnung! Er spricht von seiner «konstitutionellen Intoleranz» gegenüber dem Krieg, die sich infolge eines «organischen Kulturprozesses» bei «uns Pazifisten» herausgebildet hat. Dann stellt er die Frage: «Wie lange müssen wir nun warten, bis auch die anderen Pazifisten werden?» Und er antwortet: «Es ist nicht zu sagen, aber vielleicht ist es keine utopische Hoffnung, dass der Einfluss dieser beiden Momente, der kulturellen Einstellung und der berechtigten Angst vor den Wirkungen eines Zukunftskrieges, dem Kriegführen in absehbarer Zeit ein Ende setzen wird. Auf welchen Wegen oder Umwegen können wir nicht erraten.» Zur Förderung der pazifistischen Einstellung hat Freud aber schon vor diesem Briefabschnitt einen Weg genannt. Er erwähnt zunächst die Hoffnung der «Bolschewisten» auf die befriedende Wirkung des Gemeinbesitzes, aber nennt sie eine Illusion. Er bedenkt nicht oder weiss es nicht, dass Marx im Alter selber eingesehen hat, dass die Volkserziehung dazu kommen muss. Es ist daher ein marxistischer Gedanke, wenn Freud schreibt: «Es ist ein Stück der angeborenen und nicht zu beseitigenden Ungleichheit der Menschen, dass sie in Führer und in Abhängige zerfallen. Die letzteren sind die übergrosse Mehrheit, sie bedürfen einer Autorität, welche für sie Entscheidungen fällt, denen sie sich meist bedingungslos unterwerfen. Hier wäre anzuknüpfen, man müsste mehr Sorge als bisher aufwenden, um eine Oberschicht selbständig denkender, der Einschüchterung unzugänglicher, nach Wahrheit ringender Menschen zu erziehen, denen die Lenkung der unselbständigen Massen zufallen würde.» Und wie ein Marxist fügt Freud hinzu: «Dass die Übergriffe der Staatsgewalten und das Denkverbot der Kirche einer solchen Aufzucht nicht günstig sind, bedarf keines Beweises.» Er zieht aber daraus keinen revolutionären Schluss, sondern verharrt in der Hoffnung, dass sich das Volk im Zuge des organischen Kulturprozesses eines Tages *freiwillig* der Diktatur der Pazifisten unterziehen wird. Auch Marx lebte in England von dieser Hoff-

nung. Während dieser aber noch auf eine höhere Phase zählte, in der die Diktatur einer Elite entbehrlich wird, schreibt Freud an Einstein: «Der ideale Zustand wäre natürlich eine Gemeinschaft von Menschen, die ihr Triebleben der Diktatur der Vernunft unterworfen haben. Nichts anderes könnte eine so vollkommene und widerstandsfähige Einigung der Menschen hervorrufen, selbst unter Verzicht auf die Gefühlsbindungen unter ihnen. Aber das ist höchst wahrscheinlich eine utopische Hoffnung. Die andern Wege einer indirekten Verhinderung des Krieges sind gewiss eher gangbar, aber sie versprechen keinen raschen Erfolg. Ungern denkt man an Mühlen, die so langsam mahlen, dass man verhungern könnte, ehe man das Mehl bekommt.»

Noch immer mahlen die Mühlen, die einen autoritär, die andern demokratisch, aber der Hunger nach Frieden ist noch nicht gestillt. Und doch bleibt dieser eine Hoffnung, ob der Umweg über die Diktatur einer Elite oder der gerade Weg zur Diktatur der Vernunft gewagt wird. Mag Freud auch den zweiten Weg weniger gangbar finden, so schliesst er ihn doch nicht ganz aus, denn er hält fest: «Die mit dem Kulturprozess einhergehenden psychischen Veränderungen sind auffällig und unzweideutig. Sie bestehen in einer fortschreitenden Verschiebung der Triebziele und Einschränkung der Triebregungen. Sensationen, die unseren Vorahnen lustvoll waren, sind für uns indifferent oder selbst unleidlich geworden; es hat organische Begründungen, wenn unsere ethischen und ästhetischen Idealforderungen sich geändert haben.» Mit 76 Jahren bringt der Begründer der Psychoanalyse einen Kulturoptimismus auf, den der junge Marx in die Formel fasste: Vollendeter Naturalismus = Humanismus!